Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 3

Artikel: Abendsonne [Fortsetzung]
Autor: Bindschedler, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571887

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

seelisch groß und fein empfindende Mensch. Das Bild bedeutet eine That im besten Sinne. — Verwandte Saiten schlägt der Künstler im „Hexenschlaf“ (Blatt 7) an. Das Opfer, das den Scheiterhaufen bestiegen hat, ist in jene Dämmerstimmung verfallen, die gegen leibliches Weh feit und die Schrecken des Todes mildert. Und wiederum ähnliche Empfindungsmalerei offenbaren sich in seinen Märtyrer-Bildern, in seiner „Somnabule“ u. s. w., die freilich im vorliegenden Werke nicht zu finden sind.

Dafür hat eine reizende Idee, die er in dem Bilde „Glück“ zum Ausdruck brachte, hier Platz gefunden (Blatt 3). Leise hats am Fensterladen gepocht und Einlaß begehrt, das zärtliche, lichtausströmende Figürchen, was sich dem völlig perplexen Ehepaar da zeigt.

Daß von dieser durchgeistigten Auffassung des Lebens die Keller'schen Portraits starke Beeinflussung erfahren, ist selbstverständlich, und so ist ihm auch bei solchen Aufgaben das malerische Problem immer nur ein Teil, der materielle, während die Darstellung der Persönlichkeit in ihrer psychischen Erscheinung den eigentlichen Accent, den Schwerpunkt bildet. Daß auch dabei, wie das bei einem Künstler von so starkem Farbensinne, wie ihn K. besitzt, hin und wieder einmal etwas aus purer Freude an der Farbe entsteht, ist ja klar. Wer möchte ihm das verdenken! Und schließlich — haben die malerisch reizvollsten Physiognomien auch nicht gerade immer den Stempel stärkster Durchgeistigung. Wer nun aber etwa glaubte, dieser Künstler, bei dem die Psyche so stark mitspricht, wende sein Interesse fast ausschließlich nur solchen Aufgaben zu, der irrt sich gründlich. Dafür ist Keller wieder ein zu moderner Mensch, der nicht träumend allein durchs Leben geht, o nein, dieses Leben, selbst in seinem kaleidoskopartigen Wechsel, ich möchte sagen, das mehr physisch, optisch Beobachtete daran, auch dem weiß er mit sicherer Hand eigene Reize abzugewinnen (Blatt 8: „Diner“). Daß ihn hierbei die Erscheinung der Frauen weitaus am meisten, und zwar nicht bloß im dekorativen Sinne, interessiert, ist beinahe so gut wie selbstverständlich. Er hat eben, wie alle bedeutenden Menschen, nicht ausschließlich nur ein Milieu von engbegrenzter Art; ihm ist alles Problem und alles der künstlerischen Durchgeistigung wert. Er hat der spekulativen Produktion nie die geringsten Konzessionen gemacht, nie mit billig zu erringendem Erfolge sich begnügt und wie er im Leben das, was man in England „a perfect gentleman“ nennt, ist, so ist er es in seiner Kunst.

Das Buch gibt kein abschließendes Bild über Kellers vielseitige Thätigkeit. Manch köstlich Werk vermißt, wer des Künstlers Arbeiten kennt, aber die Wahl ist gut getroffen und die Wiedergabe so vorzüglich, als man sie vom besten Reproduktionsverfahren erwarten kann.

H. E. v. Berlepsch.

Abendsonne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **J. Bindschedler.**

Anne Marie warb heimlich um die Liebe ihres Knaben und war glücklich, wenn er auch einmal zu ihr lief und ihr eine Hand voll Gänseblümchen und Löwenzahn auf den Schoß warf. Als sie aber mit den Blumen halb vergessene Kinderspiele beginnen wollte, da nahm der Kleine sie altklug wieder zusammen: „Laß Mutter, ich will sie pressen!“ und griff eine der Blüten: „Wie heißt das Gänseblümchen eigentlich?“

„Sie nennens auch Müllerblümchen oder Maßlieb,“ sagte Anne Marie und zog ihr Kind an sich, „auch Tausendschön, und ich will dir erzählen, warum.“

„Ah,“ sagte der kleine Hermann, „du weißt also den rechten Namen gar nicht! Bellis perennis heißt es.“ Und stolz sah er um sich.

Von Märchen, deren Anne Marie so viele wußte, wollte er nichts hören. „Das ist ja nicht wahr; ein Schwan kann ja gar nicht sprechen,“ unterbrach er sofort. Die Großmutter aber lachte; „der ist klug, der läßt sich nichts weismachen.“

Der kleine Junge kam nun in die Schule, nicht zum Vater. Der Kollege hatte einen schweren Stand; denn Bäumlein, der in seiner eigenen Klasse kurzen Prozeß machte, fand die geistige Pflege, die seinem Sprößling zukam, lange nicht sorgfältig und eingehend genug und fand sich veranlaßt, da und dort einzugreifen und zu ergänzen.

So war denn für Anne Marie keine Aussicht vorhanden, mehr Anteil an dem Knaben zu bekommen. Sie wünschte sich oft sehnsüchtig ein zweites Kind, über dessen Besitz sie mit dem Einsatz ihrer ganzen Kraft hätte wachen wollen. Doch dieser Wunsch blieb unerfüllt wie so mancher andere.

Sie wünschte oft, daß irgend etwas komme, ein Unglück, wenn es sein mußte, das sie ihrem Manne vielleicht näher brächte. Nebenan im Hofe wohnte ein Schreiner, ein Mann, der durch seine Zornesausbrüche Frau und Kinder oft ängstigte und die ganze Nachbarschaft ärgerte. Einmal zu später Abendstunde hörte Anne Marie, wie der Mann schluchzend um Verzeihung bat; seine Stimme klang so zu Herzen gehend, und Anne Marie sah, wie er die Hände seiner Frau faßte, die nun leise, gute Worte zu ihm sprach. Anne Marie gab es einen Stich ins Herz. Was war das? Beneidete sie jene Frau, die sie in der Stube noch eben eine Unglückliche genannt hatten. „Denn dieser Wallner ist ein entsetzlicher Mensch. Wie muß man nicht dankbar sein, wenn man in Eintracht und Ordnung zusammenlebt,“ hatte Mutter Bäumlein gesagt und dabei einen zufriedenen Blick auf ihren vortrefflichen Sohn und ihren kleinen Abgott, das Hermännchen, geworfen.

Sie kannte, wie ihr Sohn, wenig Federlesens. Es gab bei ihr eine Anzahl gute, rechtschaffene Menschen, zu welchen sie zum Beispiel sich selbst zählte, und dann eine erschreckliche Menge von schlechten. Dahin gehörten ihrer Meinung nach besonders auch die Zornmütigen, die Verschwender, die Leichtsinnigen, auf welche sie alle nicht viel besser zu sprechen war, als auf die Diebe und Mörder, deren Unthaten sie zur Erbauung jeden Abend im „Blättchen“ las.

* * *

Das Hermännchen zählte etwa zehn Jahre, als Anne Marie eines Abends in ihrem Garten das Gezweig der kleinen Laube aufband. Es war Vorfrühling, vom Boden stieg ein

kräftiger Erdgeruch auf, am Himmel stand die schmale Mondsichel. Anne Marie war ein wenig bewegt. Bäumlein hatte ihr gesagt, daß Lenhart von England zurückgekehrt sei und ihn heute in der Schule besucht habe. Sie dachte an die frühern Zeiten, die sie nun fast schon „alte“ hätte nennen mögen, an den Vater, an Lenharts lustiges Lachen und fröhliches Gesicht. Ob es noch dasselbe war?

Da kam vom Hause her durch den Hof ein staatlicher Mann geschritten. Es war Lenhart. Anne Marie erkannte ihn gleich und ihr Herz, das vor vierzehn Jahren noch so friedlich geblieben, wenn er kam, klopfte jetzt. Gelassen trat sie ihm entgegen; ihre Gedanken aber gingen rasch. Wie wenig fremd erschien ihr Lenhart, den sie so lange Jahre nicht gesehen und von dem sie nie gehört. Es kam ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß sein schwaches Bild hin und wieder durch ihre Seele gezogen und daß sie sich wohl einmal gefragt, ob auch er etwa ihrer gedenke. Fast erschrack sie ob dieser Entdeckung. Doch als sie aus seinem Gruß auch einige Bewegung herausfühlte, begann sie ruhig und freundlich zu sprechen nach braver Frauen Art.

Lenhart setzte sich auf die Bank und sie blieb vor ihm stehen. Sie fragte nach seiner Heimat, nach den Verwandten, die er besucht; er gab kurze und zerstreute Antworten. Anne Marie versuchte, ihn auf sein Leben in England zu bringen.

„Nun, Herr Lenhart, wie ist es Ihnen gegangen? Sie müssen viel zu erzählen haben?“ ermunterte sie den Schweigsamen.

„Ja, wie ist es mir gegangen, und was müßte ich nicht alles erzählen können! —“ wieder hielt er an, es war, als ob er mit sich kämpfe.

„Wollen wir hinauf gehen? Mein Mann wird sich auch freuen, Sie zu sehen.“

„Ihnen aber hätte ich nur eines zu erzählen,“ fuhr er fort, ohne ihr Anerbieten zu beachten. „Ihnen hätte ich nur zu sagen, daß es zwei Abschnitte meines Lebens da drüben gab. Der erste von drei Jahren . . .“ nun wurde seine Stimme rascher und wärmer; die Gewalt, die er sich anfangs angethan hatte, schien überwunden zu werden von einer andern stärkern, die ihn zum Sprechen trieb. „Es war die Zeit, bevor ich wußte, daß Sie verheiratet waren; die Erinnerung an die stille blonde Anne Marie ist in der Fremde mir immer lichter und klarer geworden und immer teurer und hat mich einen Entschluß fassen lassen, der mich froh und zuversichtlich stimmte und mich alles Schwere und Widerwärtige leicht überwinden ließ. Thöricht und allzu vertrauend, wie ich oft im Leben war, dachte ich, in ein paar Jahren zurückzukehren, zu Ihnen, die ich mir frei vorstellte. Denn ich kannte Ihr zurückgezogenes Leben, und daß Sie jemals diesen Bäumlein — verzeihen Sie; ich will nicht ungerecht sein. Es ist vielleicht mehr an ihm, als ich wußte, sonst wären Sie nicht seine Frau geworden!“

Anne Marie machte eine Bewegung. „Lassen Sie mich sprechen! Ich bin bald zu Ende. Von dem zweiten Abschnitt drüben, obgleich er viele Jahre dauerte, habe ich weiter nichts zu sagen. Etwas davon steht da drinnen in dem Büchlein; wollen Sie es von mir annehmen?“ Er legte ein kleines Heft in Anne Maries Hand.

„Ich gehe wieder, Frau — Anne Marie“ — Frau Bäumlein mochte Lenhart sie nicht nennen. „Ich habe eine neue, wie sie sagen, ausgezeichnete Stellung in Sidney angenommen. Ich hatte nicht im Sinne, zu bleiben, und jetzt sehe ich mehr als je ein, — daß es nicht anginge. — Warum sage ich Ihnen dies alles und warum liegt mir daran, daß Sie diese Blätter lesen? — Vielleicht können Sie mich verstehen, Frau Anne Marie. Mein Herz hat so viel Lust und Leid um Sie getragen; nun meine ich, auch das Ihre sollte seinen Anteil an unserm Geschick tragen, — ich nenn' es unser Geschick, Frau Anne Marie; wenn es sich anders gefügt hätte — ich glaube, wir wären glücklich geworden.“

Die letzten Worte sagte er sehr leise, und sein Thun nun so wenig beherrschend wie sein Reden, faßte er Anne Maries Hände und barg sein Gesicht darin.

Sie wehrte ihm nicht, sondern stand wie verloren: Das war nun endlich Glück, Liebe, Leben.

In diesem Augenblick kam Bäumlein gegen den Garten, eilig; denn er erblickte die beiden von weitem. Anne Marie sah ihn; aber wenn es ihr Leben gegolten hätte, sie vermochte nicht, ihre Hände frei zu machen. Wie Bäumlein über den Hof schritt, warf er einen ängstlichen Blick nach den Fenstern der Nachbarhäuser. Anne Marie verstand den Blick und etwas wie ein bitteres Lächeln flog über ihr Gesicht; dann schaute sie wieder herab auf Lenhart, als seien die Sekunden ihr kostbar.

Bäumlein trat jetzt ganz nahe und faßte Lenharts Schulter:

„Steh auf, du ehrvergessener . . .“

„Halt“, rief Lenhart. Er war aufgesprungen und reckte sich vor Bäumlein in die Höhe. „Halt, Bäumlein, nimm deine Worte in Acht!“ Seine Stimme, die noch eben so weich geklungen, hatte nun etwas Scharfes. Ruhig sah er den Gereizten an.

„Es ist hier nichts Unrechtes geschehen, — nichts Unrechtes,“ wiederholte er. „Bleib mir mit deinem Maßstabe vom Leib, Bäumlein! ich kenne ihn und ich kenne dich. Laß dein Reden!“ unterbrach er den zornig Auffahrenden. „Wir wollen annehmen, wir seien quitt; oder soll ich ein paar Fragen an dich stellen?“

Anne Marie hatte sich auf die Bank gesetzt und blickte wie abwesend in den dunkelnden Abend hinaus.

„Willst du mir vielleicht hier sagen,“ fuhr Lenhart fort, „warum du damals so sehr bemüht warst, mir die Stelle in England zu verschaffen? Nein, du wirst es nicht sagen, und du hast recht. Rühren wir die alten Dinge nicht auf. Auch ich habe gefehlt, wenn schon anders als du. — Hab' keine Sorge; ich verlasse die Heimat wieder, um nicht zurückzukehren. Das hier war ein Gruß und ein Abschied. Und zwischen hinein sind ein paar Worte gefallen, die ich nicht bereue, auf dem Sterbebette nicht. Leb' wohl, Bäumlein; Leben Sie wohl, Frau Anne Marie!“

Bäumlein sah dem Weggehenden nach, und einen Augenblick schien es, als ob die Wut sich in ein finsteres Nachdenken verwandeln wolle. Als aber sein Blick auf Anne Marie fiel, erhielt der Zorn und das verletzte Ehrgefühl die Oberhand.

„Wenn ein Mann sich in seiner Leidenschaft vergißt,“ redete er die in sich selbst Verlorene an und faßte sie heftig am Handgelenk, „so sollte die Frau wissen, was sich ziemt und wie sie ihre und ihres Mannes Ehre zu wahren hat! — Aber freilich,“ — er ließ ihre Hand fallen, „du bist wohl auch eine wie deine Mutter war!“

„Was für eine?“ rief Anne Marie erwachend. „Was für eine war meine Mutter? so eine wie ich? also nicht schlimmer!“ Ihre Stimme klang laut und hell. „O dann ist also keine Schande an ihr, wenn schon Vater es sagte und du es glaubtest! O, Mutter!“ und in diesem einen Worte, das sie nun mehrmals und leiser wiederholte, lag mehr als Anne Marie in dem Augenblick der höchsten Erregung klar werden konnte, Abbitte der so lang Verkannten, Sehnsucht nach ihr und freudigster Stolz.

„Geh' jetzt auf dein Zimmer!“ sagte Bäumlein zornig; denn die Stimmung seiner Frau schien ihm wenig bußfertig. „Ueber deine Mutter sprechen wir noch und über deinen eigenen Fehltritt auch. Du wirst in dich gehen und bereuen und nicht in den sündhaften Trotz verfallen, durch welchen deine Mutter ihren Mann wie sich selbst unglücklich gemacht hat und in dem sie bis in ihren Tod verblieben ist.“

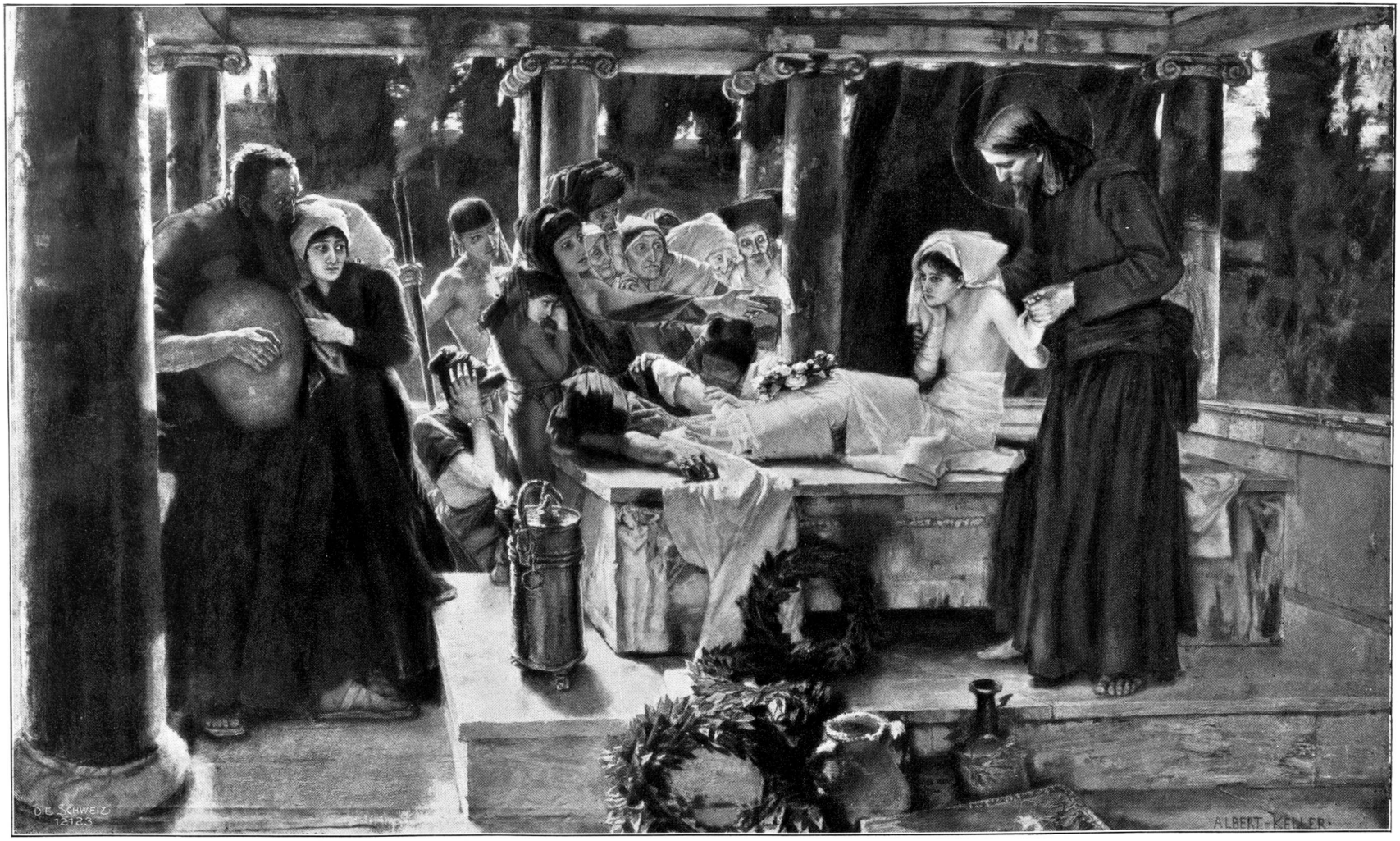
Anne Marie hörte kaum mehr, was Bäumlein sagte. Sie lief ins Haus, holte Tuch und Hut, und eilte durch die nun dunkeln Gassen hinüber — zu Nanette.

Die alte Näherin begoß Blumen und sah erstaunt und freundlich auf die junge Frau. Aber die sonst so Redselige fand kaum Zeit zur Begrüßung. Die stille Anne Marie führte heute das Wort und zwar rasch und ernst genug: „Nanette, ich weiß nun, wessen sie meine Mutter anklagen, und ich weiß, daß sie unschuldig ist, — so unschuldig wie ich. Doch das gehört nicht hierher. Sag' mir alles, was du von ihr weißt; ich muß sie jetzt endlich kennen lernen. Ich hab' so viel versäumt. Der Vater, — o, warum hat er das gethan!“

Nanette schwieg, wie damals, als das kleine Kind um das Bild der Mutter gefragt, und schüttelte ihre nun grauen Locken. Dann ging sie zu ihrer Schublade und holte aus einem der hintersten und verborgensten Fächer einen vergilbten Brief heraus.

„Da, Anne Marie,“ sagte sie einfach, wie sie immer wurde, wenn es im Leben Ernst galt.

„Du scheinst mir heute ein Recht auf dieses alte Blatt zu haben. — Ja, deine Mutter war eine brave Frau; aber es war eine andere Bravheit als die deines Vaters. Und du, du scheinst mir mit deinem Manne nun auch ins Gedränge zu kommen. — Gute Nacht, Anne Marie,“ schloß sie, als die junge Frau sich zur Thür wandte. „Gelt, das willst du allein mit



Auferweckung.

Gemälde von Albert von Keller, München.

Nach Photogravure F. Bruckmann, München.

dir ausmachen." Und die gute Seele sah der Weggehenden durchs Fenster nach und war voller Gedanken, lauter eigener Gedanken; Schiller und Uhland hatten den Abend gar nichts zu thun dabei.

„Liebe Nanette, ich liege hier krank, und der Arzt sagt, es sei keine Hoffnung mehr. Franz ist vergangene Woche gestorben, und ich habe bis zur letzten Stunde bei ihm sein können. Und das war gut so; denn du weißt, wir haben uns lieb gehabt, der Franz und ich, und ich hätte sollen seine Frau werden. Aber meine Mutter hat ihm nicht getraut und hat seine Briefe mir vorenthalten „zu meinem Besten." Der Franz und ich, wir waren beide recht unglücklich darüber. Doch das sind alte Geschichten, und ich hab' ja dann meinen Engelbrecht ganz gern gehabt. Jetzt aber sagt er, ich sei eine schlechte Frau. Gelt, das glaubst du nicht? — Ich bekam die Botschaft, daß Franz hier in Hochstadt schwer und hoffnungslos krank liege und daß sein einziger Wunsch sei, mich noch einmal zu sehen. Da erwachte die alte Liebe in mir, — in allen Ehren, weißt du. ich fühlte ganz gut, daß das nichts Böses sei, und da reiste ich schnell hin. Engelbrecht war über Ostern fort und das Anne Mariechen in guter Obhut bei meiner Schwester. In ein paar Tagen wollt' ich wieder zurück sein, und das schrieb ich an Engelbrecht. Aber nun kam ein langer Brief von ihm. Er nannte mich ein pflicht- und ehrvergessenes Weib, eine Ehebrecherin, die den guten Namen ihres Mannes schände. Er gebot mir, augenblicklich zurückzukommen; dann wolle er versuchen, mir zu verzeihen und mit mir beten, damit ich wieder auf den rechten Weg komme. Es hat mich betrübt für Engelbrecht, daß er die Sache so schlimm nahm; aber Franz hielt immer angstvoll meine Hand, und der Arzt sagte, es könne sich nur noch um ein paar Tage handeln, Da schrieb ich noch einmal, Engelbrecht solle doch mein Hierbleiben nicht als Sünde ansehen; es sei keine, ich wisse das. Ich wolle, wenn ich wieder zurück sei, alles Gute und Liebe für ihn thun. Darauf erhielt ich keine Antwort; aber als ich krank wurde, kam der Geistliche des Ortes. Engelbrecht hat ihm geschrieben. Ich wies ihn nicht ab, denn er meinte es gut. Aber daß meine Krankheit ein Strafgericht sei, das kann ich nicht glauben, und das letzte mit dem lieben Gott, das muß ich selbst abmachen. Er wird mich verstehen. Leb wohl, Nanette; jetzt kommen die Schmerzen und die Schwäche wieder. Der Arzt hier sagt, die Krankheit gehe stark um und ich sei angesteckt worden. — Ich hätte gerne noch gelebt. Engelbrecht thut mir leid und erst mein liebes Anne Mariechen. Sei manchmal gut zu ihm.

Maria Engelbrecht".

Den Brief las Anne Marie im Schlafzimmer, das ihr allein gehörte bis zu der späten Abendstunde, vor welcher Bäumlein nie seine Arbeit schloß.

Anne Marie saß beim spärlichen Kerzenlicht, und die heißen Thränen flossen ihr über die Wangen. Aber sie wischte sie hastig und fast unwillig weg, als ob sie um jeden Buchstaben des Briefes karge.

Mit einemmale stand nun lebendig und klar ihre Mutter vor ihr, die sie nicht gekannt und an die sie bis heute nicht zu denken gewagt hatte ohne ein Gefühl der Scham. — So also hatte die Mutter das Leben genommen und so das Sterben und bis zuletzt sich eine solche Sicherheit und Ruhe bewahrt! — Mächtig zog es Anne Marie zu ihr hin und mit kindlichem Vertrauen begann sie in ihrem Herzen der Mutter zu erzählen. Und wie es einem bewegten und verwirrten Gemüt oft geschieht, fing sie beim Ende an, bei dem, was sich eben im Garten ereignet hatte. Die Erzählung war undeutlich genug; aber eine Mutter versteht ja immer ihr Kind.

Dann wieder hielt Anne Marie inne und drückte ihre Hände ans Herz, das so lange gedarbt und das nun plötzlich so reich geworden; so reich, daß es kaum alles zu fassen vermochte, was ihm die letzten Stunden gebracht. Lenharts Liebe und die endlich gefundene, im Lichte der Reinheit dastehende Mutter erschienen ihr als ein köstlicher, wunderbarer Gewinn. Die Zeiten, wo ihr der Verlust schmerzlich klar werden sollte, blieben ihr nicht erspart; jetzt aber war sie glücklich.

Stunde um Stunde verrann. Anne Marie hatte sich, in ihre Gedanken versunken, zur Ruhe gelegt, und als endlich Bäumlein hereintrat, wurde sie dadurch nicht in eine trübe, rauhe Wirklichkeit zurückgeschreckt, sondern sagte nach einer Weile ganz freundlich und leichthin Gutenacht, als ob der Mann da augenblicklich gar nichts, weder im Guten noch im Bösen, ihr anhaben könnte. Bäumlein sah erstaunt und finster nach ihr hin. Auch er war aus dem Gleichgewicht gekommen und schlief später ein als gewöhnlich. Eine kleine Genugtuung wäre es ihm gewesen, wenn er gewußt hätte, daß seine Frau erst zu kurzem Schlummer kam, als es Morgen wurde.

Sie erwachte im hellen Sonnenschein; Bäumlein war längst unten im Wohnzimmer. Als Anne Marie eintrat, saßen Großmutter, Vater und Hermännchen am Frühstückstisch. Die alte Frau mußte von Bäumlein einige Andeutungen erhalten haben, und das Hermännchen, wie alle frühreifen Kinder, fühlte die Spannung. Die sonntägliche Ruhe draußen und drinnen gab eine feierlich ernste Stimmung, und wie auf Befehl warf die kleine Gesellschaft einen anklagenden Blick auf die Kommende, so daß ein unbefangener Beobachter den Eindruck erhalten hätte, als ob hier drei Gerechte säßen, denen sich eine Sünderin näherte. Nur daß die Sünderin den Kopf recht frei trug. „Höher als gewöhnlich," dachte die Großmutter entsetzt und empört.

Anne Marie ging zum Schrank, um sich die fehlende Tasse zu holen.

„Ich dachte, du seiest . . ., du wollest . . .", begann die alte Frau ihre Entschuldigung.

„Wir dachten, du wollest vorerst in der Stille, in deinem Zimmer bleiben," ergänzte Bäumlein.

Das war alles, was man vor dem aufhorchenden Hermännchen sagen konnte, und Anne Marie trank ihren Kaffee ohne weitere Anfechtung.

Dann aber nach der Kirche kam es zur Aussprache. Die Großmutter überwand sich und ging, um Hermännchen unschädlich zu machen, mit ihm in den Garten. Bäumlein saß an seinem Schreibtisch und rief Anne Marie zu sich.

Seine richterliche Würde erhielt schon dadurch den ersten Stoß, daß sich Anne Marie ohne weiteres ebenfalls einen Stuhl nahm. Seltsam, wie diese Frau seit gestern abend, seit dem Augenblick, wo Bäumlein sie im Garten überrascht, selbstbewußt ihm entgegentrat! — Er verlangte, Anne Marie solle bekennen, wie alles gekommen, was da zwischen Lenhart und ihr war, warum Sie ihm nicht die Rede verboten. Anne Marie erwiderte ruhig, daß sie nichts zu „bekennen" habe, daß Lenhart nichts Unrechtes gesagt, nichts, was er nicht hat sagen müssen." Anne Marie sah sinnend über Bäumlein weg, als höre sie noch einmal die Stimme von gestern abend. „Nein, es war nichts Unrechtes dabei," sagte sie noch einmal, langsam und bestimmt.

Bäumlein schüttelte den Kopf. Er kannte sie nicht mehr, seine sonst so demütige und lenksame Frau, die ihm nie Widerstand geleistet, nie widersprochen hatte!

Anne Marie hatte darauf bestanden, daß ihr Mann den Brief der Mutter lese. Hatte sie eine schwache Hoffnung gehabt, daß er in sich ein Verständnis finde für diese Frau und damit auch für ihre Tochter? War ihr klar, daß mit der Mutter Sache die eigene siege oder falle?

Bäumlein legte mit einem harten Ausdruck das Blatt weg.

„Es ist mir entsetzlich, zu sehen, daß dieser Brief dich nicht aus deiner Verirrung aufzurütteln vermag," sagte er. „Deine Mutter hat schwer gefehlt gegen ihren Mann, der ihr doch die Möglichkeit gab, ihre Sünde wieder gut zu machen. Sie hatte zu gehorchen und zurückzukehren, als ihr Gatte es ihr gebot."

„Aber in ihr war eine Stimme, die dagegen sprach, und auf diese mußte sie hören! Kannst du denn das nicht verstehen? Ihr alle nicht?" Anne Marie sprang auf in ihrer Erregung. „Dann hat doch Gott sie verstanden! Er ist nicht kleinlich, wie ihr! An ihn hat sie sich gehalten. Fühlst du das nicht aus diesem Briefe heraus? Wie könnte Mutter so getrost und ruhig geschrieben haben in ihren Schmerzen und ihrer Verlassenheit?"

Bäumlein war starr. So sprach seine Frau zu ihm, dem Haupte der Familie, dem Manne, der seine Würde sonst so streng zu wahren verstand.

„Anne Marie, mäßige deine Sprache! Du vergissest, mit wem du sprichst!" rief er drohend; aber er fühlte wohl, daß sie es nicht vergessen hatte.

Indessen hatte Anne Marie schon innegehalten, verwundert über sich selbst. Woher kam ihr auf einmal diese neue Kraft? — Ja, die Mutter war nicht umsonst gestern in stiller Nacht bei ihrem bisher so zagen Kinde gewesen und hatte ihm von Mut und Selbstvertrauen gesprochen und es auf den Richter in der eignen Brust gewiesen, vor dem allein es sich zu beugen habe.

Bäumlein hatte einen Blick auf den Brief geworfen und da einen neuen Angriffspunkt gefunden: „Ich muß mich der Ueberzeugung jenes Geistlichen in Hochstadt anschließen; die Krankheit deiner Mutter war ein Strafgericht. Sie aber hat die letzte Rettung, die ihr geboten wurde, in sündhaftem Wahn von sich gewiesen und . . . ."

„Meine Mutter brauchte keine Rettung; sie hat keine Sünde begangen!" unterbrach ihn Anne Marie. „Was sie dem einsamen Sterbenden gab in seinen letzten Stunden, das hat sie dem Vater nicht genommen. Es war etwas in ihr, was dem Jugendfreund allein gehörte!"

„Wohin verirrst du dich, Anne Marie!" rief Bäumlein entrüstet. „Im Herzen der Ehefrau darf kein Gedanke sein, der nicht dem Gatten gehört!"

„Kein Gedanke, der nicht dem Gatten gehört?" wiederholte Anne Marie, als ob sie's nicht fassen könnte. Da stand sie mit ihrem ganzen Reichtum, von dem Bäumlein nichts wußte und nichts wissen wollte. Er kam ihr so arm daneben vor, daß ein Gefühl des Mitleides, der Großmut sie schweigen ließ.

Bäumlein war angenehm berührt durch dieses Schweigen; denn er deutete es nach seiner Weise.

„Ich will annehmen," begann er wieder, „daß du deinem eignen Fehler gegenüber klarer siehst und daß dir der unglaubliche Auftritt von gestern nun ebenso peinlich ist wie mir selbst. Du wirst mir versprechen, daß du diesen Lenhart . . . ."

„Laß Lenhart," sagte Anne Marie, die zu Ende kommen wollte. „Du weißt, daß er nicht zurückkehrt und daß er nicht schreiben wird. Es war ein Gruß und ein Abschied, wie er gesagt hat; nichts weiter. — Du wirst nicht über mich zu klagen haben. In unserm Leben wird sich für dich nichts ändern, nichts!" schloß sie, ihn eigentümlich ansehend.

Bäumlein, der nun allein zurückblieb, konnte mit diesen letzten Worten zufrieden sein; sie enthielten ja, was er zu seiner Beruhigung brauchte. Aber — er runzelte die Stirn, war das alles nicht doch etwas wie eine Niederlage gewesen? Ja, Anne Marie hatte gesiegt und zwar, seltsam! ohne jene Waffe zu brauchen, die ihr Lenhart in die Hand gedrückt. „Warum warst du damals so sehr bemüht, mir die Stelle in England zu verschaffen?" Wie, wenn Anne Marie heute mit diesem Wort vor ihren Mann getreten wäre! Offenbar hatte sie es in ihrer Erregung nicht erfaßt. Aber es war doch die geheime Angst davor gewesen, die Bäumlein in dem eben beendigten Kampf so unsicher und planlos hatte vorgehen lassen.

Nach einigem unerquicklichem Nachdenken atmete Bäumlein auf. Seine Natur neigte durchaus nicht zur Selbstquälerei, und es gelang ihm, von all dem Unliebsamen, was ihm durch den Kopf ging, so viel zu verscheuchen, daß nur noch ein Gefühl der unverdient erlittenen Kränkung übrig blieb.

Als die Großmutter aus dem Garten kam, war sie erstaunt, alles so ruhig zu finden. Sie that eine teilnehmende Frage.

„Laß es, Mutter," wies der Sohn sie ab. „Die Sache wird keine weiteren Folgen haben."

Das Leben der kleinen Familie ging denn auch nach wie vor ihren unveränderten Gang. Anne Marie aber hatte sich an jenem Tage endgültig von ihrem Manne getrennt. Ihre unbestimmte Hoffnung, ihr Sehnen nach einem bessern und innigern Zusammenleben hörte auf. Sie erwartete nichts mehr von ihm. Mit hellen Augen erkannte sie jetzt, daß eine Seelengemeinschaft unmöglich war. Anders sah er die Welt an und anders die letzten und höchsten Dinge. Was ihr gut schien, das hielt er für böse, was sie gering und klein dünkte, das hielt er wert. — Weit davon entfernt, ihn auf dem Weg des Uebels und sich selbst auf dem rechten Pfad zu wähnen, wußte sie nun auf einmal, daß es nicht zwei Wege gab, wie der Herr Pfarrer und der Vater gesagt hatten, sondern eine unübersehbare Menge, die sich ineinanderschlangen und verwirrten, auch oft plötzlich ausgingen. Und jeder Mensch hatte seinen eignen zu suchen und zu gehen, — einsam. Einsam, wenn ihm nicht das seltene Glück beschieden war, daß er mit einem Genossen seines Sinnes ihn wandeln durfte. Mit der Mutter oder mit Lenhart hätte Anne Marie ihren Weg gehen mögen!

Sie gestattete sich oft, neben der Mutter an den Freund zu denken. Wieder und wieder las sie in dem Büchlein, das sie an jenem Abend in die Tasche geschoben, die kleinen Gedichte, in denen sich eine treue, reine Liebe äußerte zu ihr, die sich, ohne daß es ihr bewußt geworden, nach solcher Liebe gesehnt. Und die andern Verse, wenn auch nicht an sie gerichtet, wie sprachen sie dennoch zu ihrer Seele und fachten da zu klarer Flamme an, was vordem nur schwach geglimmt hatte!

Sie wußte, daß sie nichts Unrechtes that, wenn sie sich in einsamen Abendstunden hinsetzte vor das Bild ihrer Mutter, das Nanette ihr geschenkt hatte, und in dem Heftchen zu blättern begann. Was sie da erhielt und was ihr Herz da gab, das entzog sie ihrem Manne nicht. Er hatte nie darnach verlangt.

Bäumlein, der sich in seinem Selbstgefühl sehr verletzt gefunden, hatte einige Mühe, über die „peinliche Sache", wie er sich ausdrückte, hinweg zu kommen. Einigermaßen half ihm die anstrengende und alle freie Zeit in Anspruch nehmende Herstellung eines neuen Rechenlehrmittels; und die drei, vier Jahre, die nun ruhig verliefen, thaten auch ihre Schuldigkeit. Dann aber ereignete sich etwas, was zu einer noch viel peinlicheren Sache wurde und ihn die erste ganz vergessen ließ.

Mit Hermann stand es nämlich gar nicht zum besten. Daß er in der Schule sich in keiner Weise auszeichnete, wenn nicht durch ein unzuverlässiges, flüchtiges Wesen, hatte der Vater schon länger einsehen müssen und sich mit der Thatsache getröstet, daß ein schlechter Schüler oft schon ein tüchtiger Mann geworden, ein Trost, den er allerdings den Vätern seiner Zöglinge selten spendete.

Hermann zeigte aber auch zu Hause eine gewisse Verschlagenheit und sprang mit der Wahrheit und mit seiner Großmutter um, wie ihm beliebte. Die alte Frau war aufs Höchste erstaunt und geberdete sich, als ob diese bedenklichen Dinge nur so vom Himmel auf ihren Hermann gefallen wären. Anne Marie allerdings hatte schon öfter an dem Jungen einen Hang zur Unwahrheit entdeckt, und der Knabe schlug in letzter Zeit manchmal vor den ruhigen Augen der Mutter die seinen nieder.

Noch war es dem Vater unklar, ob er in Hermann seinen Sohn, den Bäumlein junior, achten und schonen solle oder ob er ihn kurzweg wie die kleinen Missethäter in der Schule zu behandeln habe, als es zur Katastrophe kam, die jeglichem Besinnen ein Ende machte. Die Großmutter trat eines Tages zitternd vor Aufregung ins Zimmer, in den Händen eine altertümliche Schatulle haltend, wo sie nach alter Leute Art einen nicht unbeträchtlichen Sparpfennig, einige silberne Löffel und goldene Pathenmünzen aufhob. Der ganze kleine Schatz war ausgeraubt.

Bäumlein war vom Schreibtisch aufgefahren, und auch seine Frau war hinzugetreten. Wortlos sahen die drei einander an.

„Ein Dieb, ein Einbruch . . . ." begann Anne Marie, wie um einen bösen Verdacht wegzuscheuchen.

„Das ist nicht möglich, nicht möglich!" jammerte die alte Frau. „Die Schatulle war wieder abgeschlossen und der Schlüssel wie immer in meinem Sonntagskleid!"

Da kam Hermann hereingerannt. Sein Blick fiel auf die Dastehenden und auf das Kästchen; aber, statt nach neugieriger Kinder Weise, sich zu nähern, wich er zurück und faßte hastig nach der Thürklinke. Mit eisernem Griff packte ihn der Vater.

„Gesteh'," knirschte er, und alles Blut trat in sein Gesicht. Mit wenig Fragen trieb er den Knaben zum Geständnis, der, ganz vernichtet, nicht zu leugnen versuchte. Der Unglückliche schrie und wand sich in der harten Klammer der väterlichen Hand; er klagte seine Gefährten an, die ihn verleitet und mit denen er auf heimlichen Streifzügen durch die Stadt das Geld ausgegeben, während man die Knaben auf dem Spielplatz wähnte.

Und nun war es vollständig und für immer aus mit allem Erbarmen. Schonungslos zerschnitt Bäumlein das Band, das ihn an den Sohn knüpfte und machte einen Strich durch seinen Vaterstolz. In den paar Wochen, da der Knabe zitternd und rechtlos noch zu Hause war, nannte ihn der Vater nicht mehr anders als einen Dieb, der ins Zuchthaus gehöre, und erstickte in ihm den letzten Rest von Selbstachtung.

Anne Marie empfand tiefes Mitleid mit ihrem Kinde. Manchmal, wenn sie den armseligen Sünder ansah, stieg in ihr das Verlangen auf, jetzt sich seiner zu bemächtigen und zu versuchen, in ihm das wieder aufzurichten, was sein eigener böser Trieb, die schlimmen Kameraden und nun zuletzt der Vater mit seiner Härte zerstört hatten. Aber freilich heraus, weg von Vater und Großmutter, hätte sie ihn bringen müssen, und bevor sie sich der Unmöglichkeit ihres Vorhabens ganz bewußt wurde, entschied sich alles. (Fortsetzung folgt).